Sebastian Holtzhauer

er was sô langgewahsen / daz er ze risen wart gezelt

Der Sachsenherzog als ›riesische Unrechtsfigur‹ im ›Schwanritter‹ Konrads von Würzburg

Abstract: Die Untersuchung beleuchtet die narrativen Strategien, die Konrad von Würzburg einsetzt, um den Sachsenherzog im ›Schwanritter‹ als archetypischen Unrechtsvertreter zu inszenieren. Trotz seiner zunächst rein menschlich wirkenden Beschreibung wird der Herzog im Konflikt zum (immer noch menschlichen) Riesen ›emporwachsen‹. Die Analyse zeigt, dass diese Transformation kein Zufall ist, sondern erzählerisch sorgfältig vorbereitet wird. Konrad verbindet durch seine Schilderung des Zweikampfes zwischen Schwanritter und Riesenritter das Erzählschema ›Kampf David gegen Goliath‹ mit der spezifischen Erbschafts- und Rechtsproblematik des Textes. Damit unterscheidet sich seine Version deutlich von anderen Ausprägungen des Schwanritterstoffes, die zur Kontrastierung herangezogen werden (›Chevalier au Cygne‹, ›Lohengrin‹).

Begutachteter Beitrag, publiziert im September 2025.

Die ›Beiträge zur mediävistischen Erzählforschung‹ erscheinen online in der University of Oldenburg Press unter der Creative Commons Lizenz [CC BY-NC-ND 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/), d. h. die in ihr publizierten Beiträge dürfen unverändert zu nicht-kommerziellen Zwecken unter Angabe von Autor und Publikationsort weitergegeben und veröffentlicht werden.

Herausgeber: Prof. Dr. Anja Becker (Bremen) und Prof. Dr. Albrecht Hausmann (Oldenburg)
<http://www.erzaehlforschung.de> – Kontakt: herausgeber@erzaehlforschung.de
ISSN: 2568-9967

1. Einleitung

Im ›Schwanritter‹¹ Konrads von Würzburg (ca. 1257) beginnt der Herzog von Sachsen mit der Herzogin von Brabant einen Krieg um ihr Land, da er der Meinung ist, der rechtmäßige Erbe des Landes zu sein. Der Ehemann der Herzogin und Bruder des Sachsenherzogs, Gottfried von Brabant, ist zu einem Kreuzzug aufgebrochen und nicht lebend zurückgekehrt. *In causa mortis* hat er seine Ehefrau, die Herzogin, sowie ihre Tochter urkundlich als Erbinnen eingesetzt. Gottfrieds Bruder erkennt das verbriefte Recht jedoch nicht an und überzieht daher die Ländereien der Herzogin mit Krieg. Diese klagt ihren Widersacher auf einem Hoftag Karls des Großen an. Während sie ihre Anklage vorbringt, nähert sich auf wundersame Weise ein Schwan mit einem Ritter der Stadt. Der Hoftag wird kurz unterbrochen, der Ritter willkommen geheißen und dem Zeremoniell, das alsbald fortgesetzt wird, eingegliedert. Weil das Gerichtsverfahren nach langem Hin und Her nicht den erhofften Verlauf für den Sachsenherzog nimmt, besteht er schließlich auf einem Stellvertreterzweikampf. Das wiederum entspricht nicht den Erwartungen der Herzogin:

Diu frouwe von der rede erschrac,
wand ir daz dinc sô nâhe lac
daz sich der crieic ze kamphe zôch,
wan der Sahsen fürste hôch
schein alsô crefte rîche
daz niender sîn gelîche
lebt über allez Niderlant,
und man dekeinen ritter vant
als ellenthaft ze Sahsen.
er was sô langgewahsen
daz er ze risen wart gezelt,
dâvon den stritbæren helt
nieman getorste dô bestân.

(›Schwanritter‹, V. 727–739)

Dieses Zitat stellt für mich den Ausgangspunkt meiner Untersuchung dar. Im Detail geht es mir um die Begründung, dass sich dem Sachsenherzog niemand entgegenzustellen traut, weil er aufgrund seiner Körpergröße zu den Riesen gezählt bzw. für einen Riesen gehalten wird (*er was sô langgewahsen / daz er ze risen wart gezelt*). Davon war zuvor überhaupt nie explizit die Rede, der Herzog wird von Anfang an als ein gewöhnlicher Ritter beschrieben. Auch wenn die ersten 140 Verse des unikal überlieferten Werks in der Handschrift (Frankfurt am Main, Universitätsbibliothek, Ms. germ. qu. 2) fehlen, ist kaum davon auszugehen, dass diese Figur anders denn als ein menschlicher Ritter und Herrscher eingeführt worden sein könnte, weswegen dem nicht unwichtigen Detail der Riesen-Zuschreibung in der Forschung bisher kaum weitere Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Warum nun aber ›mutiert‹ der Ritter bei Konrad von Würzburg am Ende des Gerichtsverfahrens, das immerhin »den Mittelpunkt der Erzählung bildet« (Yu/Kellner 2023, S. 248) und für Lecouteux (1978, S. 29) gar »Angelpunkt der Schwanrittersage ist«, plötzlich zum Riesen? Ich möchte im Folgenden aufzeigen: a) dass es sich nicht um eine spontane Zuschreibung handelt, sondern dass diese ›Transformation‹ vom Erzähler durch semantische Marker von langer Hand vorbereitet wird, b) welche ernstzunehmende Funktion diese Riesenhaftigkeit für die Erzähllogik des ›Schwanritter‹ insgesamt hat und wo ihr motivischer Ursprung liegen könnte sowie c) wie sie sich unter anderem dadurch von den übrigen Ausformungen des Schwanritterstoffes im 12. und 13. Jahrhundert (insbesondere ›Chevalier au Cygne‹ und ›Lohengrin‹) maßgeblich unterscheidet.

2. Die ›Transformation‹ des Sachsenherzogs zum Riesenritter bei Konrad

Zunächst einmal werde ich mich vom Texteingang chronologisch durch die Erzählung bis hin zum oben angeführten Zitat vorarbeiten und in einem

close reading aufzeigen, so meine These, dass es von der Warte der damaligen Rezipierenden aus wohl kaum überraschend gewesen sein dürfte, wenn sich der Sachsenherzog kurz vor dem Duell mit dem Schwanritter als Riesenritter entpuppt. Denn das bereiten einerseits sowohl die *descriptio-nes* als auch die Figurenkommentare geschickt vor, andererseits ist die kunstvoll choreografierte Dialogführung Konrads dafür verantwortlich. Wesentliche, für einen Riesen charakteristische semantische Merkmale werden dabei der Reihe nach aktiviert und akkumulieren sich, bis der Erzähler den Herzog schließlich durch die oben angeführte explizite Benennung als *rise* outet.

Der Sachsenherzog wird zu Beginn vom Erzähler als *fürste rîch von Sahren* (›Schwanritter‹, V. 157) angesprochen, also als mächtiger Fürst. Sein Zwist mit der Herzogin wird in ein negatives Licht gerückt, die Erzählinstanz ist nicht unvoreingenommen:

dur sînen hôhen übermuot
bestuont er si mit strîte.
si liez in bî der zîte
hantvesten unde ir brieve sehen:
wie vor den herren was geschehen
mit rehte daz gedinge,
daz âne misselinge
daz lant ir erbe sollte sîn.
(›Schwanritter‹, V. 146–153)

Wichtig ist hier einerseits der *hôte übermuot*, der den Herzog sogleich der *superbia* verdächtig macht. Bedeutsam ist andererseits, dass diese Aussage sofort mit einem spezifischen Rechtskontext enggeführt wird, bei dem der Sachse womöglich auf der unrechtmäßigen Seite steht. Da trifft es sich, dass der Herzogin Hilfe naht. Karl der Große kommt *von wilder âventiure* (›Schwanritter‹, V. 181), also durch eine schicksalhafte Fügung, nach *Niumâgen*, um dort Recht zu sprechen. Am Hoftag führen die Herzogin, die vom Erzähler als *diu tugentbære* (›Schwanritter‹, V. 206) angesprochen wird, und ihre Tochter eine Klage gegen den Sachsen, der bisher noch

nicht zu Wort gekommen ist. Sie erörtern Karl, dass er sie *âne schult* (›Schwanritter‹, V. 233), also grundlos und damit rechtswidrig, vertrieben habe.² Auch sie sehen sich wenig überraschend im Recht. Die Anklage wird nun kurz von der wundersamen Ankunft des Schwanritters unterbrochen, die Karl als göttliches Zeichen interpretiert:

swaz ouch sîn kunft bediute,
si zeigt fremdiu mære.
[...]
got hât uns wilde geste
gesant her ûf dem wâge wît.
(Schwanritter, V. 310f., 318f.)

Folgerichtig unterbricht Karl das laufende Gerichtsverfahren und zieht zusammen mit allen Anwesenden ans Meeresufer, um der Sache nachzugehen. Er erkennt den Gast als das Besondere, das er ist, und lässt ihm die gebührende Ehre zukommen, indem er ihn selbst in den Palast geleitet – was zweimal (!) durch den Erzähler hervorgehoben wird (vgl. ›Schwanritter‹, V. 370–373, 394f.) – und ihm den Platz neben sich zuweist (vgl. ›Schwanritter‹, V. 404–406), womit er »dessen höhere Legitimation akzeptiert« (Yu/Kellner 2023, S. 247). Somit ist Karl der ideale, nicht der fragwürdige Herrscher, der sein Richteramt mustergültig ausübt (hier gegen Poser 2021). Nur die Herzogin und ihre Tochter bleiben vor Ort, denn

der ungemüete was sô wît
und (al)sô breit ir swære,
daz si niht fremder mære
und âventiure enruochten,
wan si gerihte suochten
vil gerner danne wunder.
(›Schwanritter‹, V. 336–341)

Sie erkennen in ihrer fehlenden Weitsicht, über die nur Karl verfügt, eben gerade nicht, dass der Schwanritter noch ihr Helfer in der Not sein wird, und begrüßen den Gast nicht gebührend, sondern lassen ihn zunächst links

liegen. So kann der Schwanritter auch erst dann aktiv und damit zum Duellanten des Sachsenherzogs werden, als die Tochter der Herzogin später in all ihrer Not und Verzweiflung Gott und Christus anruft.³

Das Verfahren wird nun fortgesetzt: Wie der Erzähler betont auch die Herzogin, als sie weiter klagt, den Übermut des Sachsen: *dur übermuot höchverticlich / tuot er mir ungenâde schîn* (›Schwanritter‹, V. 452f.). Nachdem sie ihre Klage vorgebracht und Karl um ein gerechtes Urteil angerufen hat, ergreift der Herzog erstmals selbst das Wort, und zwar, wie der Erzähler betont, *zehant* (›Schwanritter‹, V. 492), also im selben Augenblick, sowie *schône und witzicliche* (›Schwanritter‹, V. 493), d. h. auf untaadelige und kluge Weise:

»got weiz wol, herre«, sprach der dô,
»daz ich unrechtes nicht enger.
Brâbant gefüeret hât (unz) her
daz reht vil manec hundert jâr
daz drinne mac kein frouwe clâr
gebieten noch gewaltic sîn,
swie doch diu werde herzogîn
darûf mit flîze stelle
daz si des landes welle
mit ir hêrschefte phlegen.
sît daz mîn bruoder tôt gelegen
nu jensît meres leider ist,
sô diuhte mich des, wizze Crist,
von schulden ungebære,
daz ieman für mich wære
gewaltic in Brâbanden;
ez sol in mînen handen
belîben unde in mîner phliht.«
(›Schwanritter‹, V. 494–521)

Der Herzog beruft sich zunächst auf Gott, wenn er behauptet, kein Unrecht zu wollen bzw. nichts Unrechtes für sich zu beanspruchen. Gott als den höchsten Richter direkt bei der Eröffnung ins Spiel zu bringen, ist ein klu-

ger Schachzug in Anbetracht des wundersamen Eintreffens des Schwanritters. Das könnte anzeigen, dass er sich der besonderen Gerichtssituation bewusst ist und Karl als weltlichen Richter zugleich unter Druck setzen möchte. An ebenjenen Karl, den er höfisch-höflich mit *herre* apostrophiert, richtet sich auch die Verteidigungsrede des Herzogs. Die Herzogin von Brabant wird ebenfalls höflich angesprochen, doch das Unrecht sieht er, mit einer neuerlichen Bezugnahme auf die göttliche Instanz (*wizze Crist*), auf der Gegenseite. Als nächstem männlichen Verwandten des Verstorbenen gebühre ihm die Herrschaft über Brabant (Primogenitur). Das legt er Karl noch weiter und mit einigen Redundanzen dar und könnte es dabei bewenden lassen, da die beiden unterschiedlichen Rechtsvorstellungen, also die vom verbrieften bzw. die vom Gewohnheitsrecht, nun gegeneinander ins Feld geführt sind (vgl. dazu vor allem Strohschneider 1997). Doch setzt er Karl noch weiter unter Druck, indem er seine Verteidigungsrede und damit seine Ansprüche auf Brabant mit einer Drohung untermauert, die jeglichen Konsens *a priori* ausschließt:

»swer mir sîn [i. e. Gottfrieds] erbe wolte
enphlœhen ûz der hende mîn,
er müeste vil gewaltec sîn
über mich naht unde tac.
den crieec den ich geleisten mac
den muoz er iemer liden,
ê daz ich welle mîden
daz reht vil manger hande
daz ich hân zuo dem lande.«
(›Schwanritter‹, V. 544–552)

Das ist einerseits als Invektive gegen die beiden Damen gemeint, die – wie man bereits weiß (vgl. ›Schwanritter‹, V. 159–165) – definitiv nicht dazu in der Lage sind, sich gegen ihn zu verteidigen. Es könnte sich andererseits auch auf den Schwanritter beziehen, von dessen kämpferischen Qualitäten der Sachsenherzog noch nichts weiß, dessen Einmischung er aber unterbinden möchte. So oder so sieht er das laufende Verfahren von vornherein

nicht als ergebnisoffen und gibt zu verstehen, dass ein Urteil, welches nicht in seinem Sinne ausfiele, zu fortgesetzten Kriegshandlungen führen würde.

Die Herzogin behauptet gar nicht erst das Gegenteil, sondern greift das Argument auf und bezieht es ganz bewusst auf sich und ihre Tochter: *wir sîn zwei creftelôsiu wîp, / davôn wir mûgen niht urlogen / mit eime rîchen herzogen* (›Schwanritter‹, V. 564–566). Somit wird die vom Sachsen angesprochene Geschlechterkonstellation aus dem Erbrechtsfall (agnatische vs. kognatische Primogenitur) direkt auf den Kriegsfall übertragen, wo sie vor dem höchsten weltlichen *miles christianus* eine reflexhafte Hilfsreaktion bewirken soll. Zugleich macht diese Bemerkung transparent, dass der Sachsenherzog eben gerade nicht tugendhaft im ritterlichen Sinne handelt, wenn er zwei offensichtlich unterlegene Frauen mit Krieg überzieht.⁴

Die Herzogin hat am Ende der Beweisführung also wesentlich häufiger und mehr gesprochen als der Sachsenherzog. Zudem wendet sie sich deutlich öfter durch höfliche Anredeformen und die Nennung seines Herrscheramtes⁵ unmittelbar an Karl und bittet ihn um Rechtsprechung. Der Sachsenherzog hingegen spricht Karl nur einmal als *herre* (s. o.) und in seinem Amt als Richter gar nicht an. Achtet man also nicht nur darauf, was gesagt wird, sondern auch darauf, was nicht gesagt wird, obwohl es zu erwarten wäre, wähnt sich der Herzog in der stärkeren Position und bringt dieses Selbstverständnis durch sein Sprachhandeln deutlich zum Ausdruck.

Karl verkündet nun sein Urteil, indem er sich an die Herzogin wendet. Es fällt die Ansprüche des Sachsen betreffend verheerend aus. Von Rückzug und Wiedergutmachung ist die Rede, auch explizit vom *unreht* (›Schwanritter‹, V. 642) und der *üermüetekeit* (›Schwanritter‹, V. 645) des Sachsen, womit sich am Ende auch der Kaiser auf die Seite der Damen und des Erzählers stellt. Karl untermauert sein Urteil mit seiner Einsetzung als Richter in Gottes Gnaden (vgl. ›Schwanritter‹, V. 652–659) und gebietet in einem performativen Akt und unter Berufung auf Christus, den Krieg

zu beenden (›Schwanritter‹, V. 660–663).⁶ Die verbale Auseinandersetzung zwischen Karl und dem Herzog bezeichnet Sarah Westphal-Wihl (2008, S. 172) nicht zu Unrecht als »eine *tour de force* der symbolischen Machtausübung«.

Die Entgegnung des Sachsen wird durch seine schiere physische Präsenz gerahmt, wenn der Erzähler zur Inquitformel anhebt: *Der herre wolgewahsen, / der fürste rîch von Sahren / sprach aber als ein frevel helt* (›Schwanritter‹, V. 675–677).⁷ Zu seiner exorbitanten Erscheinung tritt noch Unerschrockenheit bzw. Trotz oder Übermut hinzu, je nachdem, wie man das Adjektivattribut *frevel* hier übersetzt wissen will (vgl. Hennig 2022, S. 425, bzw. mit eindeutig negativer Bedeutung aus dem Mund der Herzogin: *mit frevelicher hant*, ›Schwanritter‹, V. 462). So oder so: Er akzeptiert das Urteil Karls nur vorgeblich, wenn er – erneut nicht unbedingt unhöflich – ansetzt mit *herr ich tuon allez daz ir welt* (›Schwanritter‹, V. 678). Der Zusage folgt stehenden Fußes die Einschränkung, *wan daz ich niht ûz mîner hant / daz fürstentuom ze Brâbant / als üppicliche lâze* (›Schwanritter‹, V. 679–81). Er täte also alles, was Karl wolle, abgesehen davon, das Fürstentum *üppicliche*, das heißt leichtfertig, aus der Hand zu geben. Damit greift er das Urteil Karls zweifach an: einmal rein faktisch, da er es nicht akzeptiert, obwohl Karl die Umsetzung des Urteils *âne widersage* (›Schwanritter‹, V. 648) verlangte; dann noch einmal, indem er seine hypothetische Zusage zu einem mit Bedacht gefällten Urteil als unbedacht und vorschnell bezeichnet. Der Herrschaftsanspruch des Herzogs kulminiert ein weiteres Mal in ihm als Herrschaftsträger, er sieht, um mit Strohschneider (1997, S. 145) zu sprechen, sein Recht »am adeligen Körper und seiner Aura«.

So nimmt er den ihm zustehenden gerichtlichen Zweikampf in Anspruch, die Herzogin soll einen Kämpfer bestimmen, der für ihre Sache eintritt – wer gewinnt, dem gehöre mit Fug und Recht das Land (vgl. ›Schwanritter‹, V. 686–726). Das war ein in der realen Rechtspraxis weithin akzep-

tiertem Mittel der Wahrheitsfindung, das schon recht früh von beiden Parteien auch als Gottesurteil verstanden werden konnte.⁸ Dadurch nun aber, dass der Sachse sich nicht auf Gott, sondern nur auf seine eigene Stärke beruft, nimmt er aus christlicher Sicht die Rolle des Schwächeren ein. Die riesenhafte Statur nutzt ihm dabei wenig. Den symbolischen Machtkampf mit Karl gewinnt der Herzog also, denn er setzt seine Position zunächst durch, indem er auf der *ultima ratio* eines alles entscheidenden Duells besteht. Zugleich hat er damit aber den folgenden Kampf unwissentlich bereits verloren, denn der wundersame Fremde, der für die Herzogin und ihre Tochter in die Bresche springt, ist, wie bereits von Karl vermutet, tatsächlich gottgesandt.⁹ Seine Selbstüberhebung und Selbstüberschätzung, so wird es narrativ perspektiviert, treiben den Sachsenherzog am Ende in den Tod, den er leicht hätte vermeiden können, wenn er entweder das Urteil Karls akzeptiert oder doch zumindest auf *minne* (vgl. ›Schwanritter‹, V. 662), d. h. Konsensfindung, aus gewesen wäre.

Enorme Stärke gepaart mit *superbia* sind nun aber typische Kennzeichen von Riesen bzw. riesenhaften Figuren (vgl. Habiger-Tuczay 1999, S. 653–656), wobei – das sei nicht verschwiegen – es freilich Überschneidungen zu den mittelalterlichen Helden gerade auch in der Heldendichtung gibt (vgl. van Beek 2020). Dazu gesellt sich eine gewisse Gottesferne durch das Verhalten und die Äußerungen des Sachsenherzogs, wie gezeigt werden konnte. Diese Gottesferne könnte aber auch noch anders markiert sein: Es beschäftigt die Forschung schon länger, warum Konrad als offenbar einziger Dichter der Schwanrittertradition ausgerechnet Karl den Großen als Herrscher einsetzte (vgl. die Diskussion dazu bei Poser 2021). Es mag sein, dass es um »verschiedene Konzepte von Herrschaft« (ebd., S. 214) geht, aber denkbar ist doch zumindest auch, dass in einer Art Rückprojektion auf die historischen Sachsenkriege Karls angespielt wird und damit der Konflikt zwischen (fränkischem) Christentum und ›heidnischer‹ Religion der Sachsen insinuiert wird. Konrad vermeidet so eine direkte Markierung des

Sachsenherzogs als nicht-christlich – womöglich erachtete er das als zu heikel –, deutet das aber durch die auf das 9. Jahrhundert weisende historische Konstellation, für die die Figuren metonymisch eintreten, zumindest an.¹⁰ Und somit wäre das Gegenüberstehen der beiden vor Gericht auch als Gegenüberstehen lesbar, was Karls Parteinahme für die Herzogin und ihre Tochter zusätzlich motiviert oder doch zumindest plausibilisiert.

In Richtung einer eher riesenhaften Modellierung des Herzogs weist im ›Schwanritter‹ nun vor allen Dingen die kontrastierende negative Darstellung mit den anderen positiv gezeichneten Figuren und das Faktum, dass der Sachsenherzog rein erzähllogisch nicht Protagonist ist. Denn Protagonisten sind, um mit Eder (2016, S. 48) zu sprechen, »Figuren, die das zentrale Ziel des Plots verfolgen und die wesentlichen Handlungsentwicklungen auslösen. Oft, aber nicht immer bilden sie auch das moralische und perspektivische Zentrum (›Held‹, ›Identifikationsfigur‹)«. Eben das trifft aber auf den Schwanritter zu. Und so nimmt es nicht wunder, dass sich der Sachsenherzog, dessen genuine Riesenhaftigkeit bisher allein durch Zuschreibungen des Erzählers, durch seine Worte und sein Handeln angedeutet wurde, in der eingangs bereits angeführten *descriptio* schließlich auch phänotypisch zum Riesen auswächst (hier noch einmal leicht verkürzt wiedergegeben):

wan der Sahsen fürste hôch
schein alsô crefte rîche
daz niender sîn gelîche
lebt über allez Nîderlant,
und man dekeinen ritter vant
als ellenthaft ze Sahsen.
er was sô langgewahsen
daz er ze risen wart gezelt,
dâvon den strîtbâeren helt
nieman getorste dô bestân.

(›Schwanritter‹, V. 730–739)

Ist der Sachsenherzog nun also »tatsächlich ein Riese«, wie etwa Wagner (2021, S. 511) annimmt? Ja, er ist ein Riese, aber nicht im Sinne der germanischen Vorzeitriesen oder der Riesen in den Ursprungsmythen Britanniens, wie sie in Geoffreys von Monmouth ›Historia Regum Britanniae‹ oder dem anglo-normannischen Gedicht ›Des Grantz Geanz‹ vorkommen. Freilich besteht deswegen noch kein Anlass für eine vom indikativisch formulierenden mhd. Text abweichende konjunktivische Übersetzung, wie sie Miklautsch in ihrer Ausgabe bietet (»er war so groß, dass er für einen Riesen hätte gehalten werden können«). So übersetzt Gernentz (1979) treffender: »Er war von solcher Größe, daß man ihn zu den Riesen zählte.« Auch Habermehl (2015, 5r) etwa übersetzt *ellenthaf* eher als »riesig, riesenhaft« und *resen* als »Riesen« und kommentiert (ebd., S. 26): »737 *resen*] Wohl nur aufgrund seiner Körpergröße wird der Sachse zu den ›Riesen‹ gezählt, er gilt weiterhin als menschliches Wesen und nicht als ›anderweltlicher‹ Riese.« Das dürfte den Kern der Sache treffen, denn bei vielen Riesen – gerade im Kontext höfischer oder ›höfischer‹ mittelalterlicher Erzählungen – hat man es eher mit menschlichen Riesen bzw. riesischen Menschen zu tun, die genau wie der Sachsenherzog durch spezifische semantische Marker als zu beiden Kategorien zugehörig gekennzeichnet werden und dadurch einen gewissen hybriden Status gewinnen. Dass beim Sachsenherzog nicht nur die Größe ein entscheidender semantischer Marker für seine Riesenhaftigkeit ist, wie Habermehl meint, wurde bereits gezeigt. Der Anteil am Riesenhaften nun wiederum muss diesen Figuren dabei nicht zwangsweise oder gar automatisch zum Negativen gereichen, man denke an Rennewart im ›Willehalm‹ Wolframs von Eschenbach oder Mabonagrin im ›Erec‹ Hartmanns von Aue. In solchen Fällen wäre die Zugehörigkeit zu den Riesen als sekundäres und damit eher im Hintergrund mitlaufendes Proprium zu verstehen. Das kann sich entsprechend der vorliegenden Erzählintention jedoch ändern oder von vorneherein anders verhalten – man denke etwa an Ecke im ›Eckenlied‹ oder an Morolt im ›Tristan‹ Gottfrieds

von Straßburg, die als riesische Ritter schlussendlich beide sterben müssen; der eine, Ecke, weil er Gottes Hilfe im Kampf abschwört, der andere, Morolt, weil das Anliegen, das er vertritt, unrechtmäßig ist.

3. Der Riese als Unrechtsfigur – Der ›Kampf David gegen Goliath‹ als Erzählschema im ›Schwanritter‹

Die Zuweisung des Sachsen zu den Riesen wirkt einerseits spannungssteigernd auf die Rezipierenden, da nun der gesamte Konflikt von einem einzigen Zweikampf abhängt, der für die Damen in Anbetracht des exorbitanten Gegners aussichtslos erscheinen muss, bis der Schwanritter sich schließlich bedingungslos in ihren Dienst stellt. Andererseits schwingt spätestens ab dieser Zuweisung in der Auseinandersetzung, in der es bisher in der Hauptsache allein um Recht und Unrecht ging bzw. um den legitimen Machtanspruch auf das Erbe Herzog Gottfrieds (verbrieftes und bezeugtes vs. Gewohnheitsrecht), auch der Kampf des Guten gegen das Böse mit. Und in solch einem Fall ist der Ausgang des Konflikts bereits vorherbestimmt und die Rechtssache vom Prinzip her entschieden, denn das Böse muss und wird unterliegen. Wo Riesen oder riesenhafte Figuren in der mittelalterlichen Literatur in einem dezidiert rechtlichen und/oder religiösen Kontext gegen den Helden der Erzählung antreten, sind die Rollen der Akteure und die Sympathien der Rezipierenden meist klar verteilt – ganz egal, ob der Riese, genauso wie sein Opponent, ein Ritter ist oder nicht. Der Riese wird unterliegen, es ist nur eine Frage der Zeit und der Art und Weise.¹¹ Narratologisch gesprochen: Konrad musste sich nun nur noch entscheiden, ob er den Kampf kurz und knapp darstellt oder ob er etwa einem spezifischen Erzählmuster bzw. -schema folgt, um den vorherbestimmten Untergang des Sachsenherzogs weiter zu legitimieren.

Die Konstellation Riese gegen Held wird von den Autoren der mittelalterlichen Dichtungen – gern auch *expressis verbis* – mit der biblischen Begegnung von David und Goliath in Verbindung gebracht, etwa im ›Erec‹

Hartmanns von Aue beim Kampf Erecs gegen die beiden Riesen, die zudem dem dämonisch-teuflischen Bereich zugeordnet werden (vgl. zu dieser Textstelle auch Hausmann 2020, S. 253f.):

Êrec im vaste zuo gie.
dannoeh vaht der vâlant
mit unverzageter hant.
er sluoc sô manegen grimmen slac,
daz uns wol wundern mac,
das Êrec vor im genas,
wan daz der mit im was,
der Dâvide gap die kraft,
daz er wart sigehaft
an dem risen Gôliâ:
der half ouch im des siges dâ,
daz er in mit gewalte
volle gewalte
und im daz houbet abe sluoc.
(›Erec‹, V. 5555–5569)

Ganz ähnlich ist das noch im ›Garel‹ des Pleiers zu lesen:

»Davît was ein kleiner man,
dem half diu gotes kraft gesigen;
Goliâs muoste siglôs geligen
vor dem wenigen man.
ein dinc ich wol wizzen kan:
got hât noch die selbe kraft.
er machet noch wol sigehaft,
swem er des siges gûnnen wil.«
(›Garel‹, V. 408–415)

Das Abschlagen des Kopfes am Ende des Kampfes, wie im ›Erec‹, ist dabei typisch für Riesenkämpfe, wohl auch, da es aus biblischer und exegetischer Literatur bekannt war. David als Typus Christi und Goliath als den Teufel zu verstehen, war wiederum in der Predigt gängige Praxis (vgl. Schiewer 2008, S. 130). Dass sich dieses Erzählmotiv ›David gegen Goliath‹

schlussendlich auch zu einem Erzähl s c h e m a ›Kampf David gegen Goliath‹ auswachsen und von den Autoren produktiv umgesetzt werden konnte, zeigt Möllenbrink (2020, S. 294–311) überzeugend für den Kampf Tristans gegen den riesenhaften Morolt im ›Tristan‹ Gottfrieds von Straßburg auf.¹² Die Assoziation selbst wurde für den ›Tristan‹ freilich schon deutlich früher in der Forschung gesehen und herausgearbeitet (vgl. dazu Karin 2019, S. 186, dort auch mit weiterführender Literatur in Anm. 271). Wenn auch nicht so idealtypisch, scheint mir diese Konstellation im ›Schwanritter‹ Konrads ebenfalls gegeben und das Erzählschema, wie es Möllenbrink (2020, S. 302f.) rekonstruiert, ist deutlich wiederzuerkennen. Das ist insofern relevant, als verbreitete Erzählschemata »gewissermaßen die ›Narrative‹ einer Kultur [sind], in denen diese sich ausdrückt und mit denen sie – nicht diskursiv, sondern in erzählenden Bildern, in ›präsentativer Symbolifikation‹ – Selbstbeobachtungen und Selbstbeschreibungen unternimmt« (Schulz 2012, S. 185). Um zunächst das Erzählschema ›Kampf David gegen Goliath‹ allererst nachzuweisen, werde ich die 12 Fixpunkte nach Möllenbrink der Reihe nach abschreiten, um in Anschluss dessen Bedeutung für die Erzählung zu beleuchten, insbesondere durch Abweichungen vom Idealtypus.

(1) »Der Zweikampf erscheint als Auseinandersetzung zwischen Gut und Böse, Recht und Unrecht. Oft geht es um die Abwendung von unrechtmäßiger Fremdherrschaft.« Wie bereits ausführlich dargestellt, geht es der Herzogin und ihrer Tochter darum, den als Usurpator inszenierten Sachsenherzog aus ihren Erblanden zu vertreiben, wobei diese Situation in einem Gerichtstag und schließlich einem Gottesurteil durch einen Zweikampf gipfelt. Dabei soll sich herausstellen, wer Recht und wer Unrecht hat. Der Sachsenherzog wird insbesondere durch seine *superbia* und die angedeutete Gottesferne als böse gekennzeichnet, alle anderen kontrastierend zu ihm immer wieder als tugendhaft und unbescholten.¹³

(2) »Der Herausforderer ist so stark, dass er unbesiegbar zu sein scheint. In der Regel wird das durch riesenhafte Größe zum Ausdruck gebracht.«

Auch das ist hier wie oben aufgezeigt der Fall und insbesondere der Grund dafür, dass sich aus den Reihen der Herzogin niemand traut, gegen den Sachsen zu kämpfen, was Punkt (3) »Niemand außer dem Helden (der Heldin) wagt es, sich dem Zweikampf zu stellen« bei Möllenbrink entspricht. Bevor der Schwanritter einschreitet, will Karl noch ein letztes Mal den Herzog beschwichtigen (vgl. ›Schwanritter‹, V. 764–767) und die Herzogin wiederum versucht durch stumme Blicke (vgl. ›Schwanritter‹, V. 788–797), die Tochter hingegen durch laute Klage (vgl. ›Schwanritter‹, V. 805–875), einen ihrer Gefolgsleute zum Kampf zu bewegen. Die vielen Hilferufe, die die Tochter schließlich an Gott richtet, sind das Stichwort für den Schwanritter vorzutreten und sich als der vorherbestimmte Kämpfer preiszugeben (vgl. ›Schwanritter‹, V. 876–891). Dabei vertraut er bei einem Sieg, anders als der Sachse, explizit auf Gottes Beistand und spricht davon, das Land erlösen zu wollen: *sô triuwe ich gote daz erlöst / werd iuwer lant von mîner craft* (›Schwanritter‹, V. 892f.). Er zeigt sich kampfbegierig und betont, genau wie der Sachsenherzog zuvor, sein Leben einsetzen zu wollen (vgl. ›Schwanritter‹, V. 894–904), was ihm die Dankbarkeit der beiden Damen (vgl. ›Schwanritter‹, V. 905–915) und den Unmut des Sachsen beschert: *Des wart in sînes herzen brust / der herzog ûzer Sahsenlant / ûf zorn gereizet alzehant* (›Schwanritter‹, V. 916–918). Der augenblicklich zum Zorn Gereizte – ein typisches Riesen-Motiv (vgl. Habiger-Tuzcay 1999, S. 654)¹⁴ – greift den Schwanritter verbal an, indem er ihm Einmischung in fremde Angelegenheiten vorwirft und dennoch betont, dass er einem Kampf nicht ausweichen würde, woran auch die wundersame Ankunft (*diz wunderliche dinc*) nichts ändern würde (vgl. ›Schwanritter‹, V. 920–941, Zitat V. 937). Dass er dieses Ereignis als ein *fremdez zouber* (›Schwanritter‹, V. 944) abtut, ein göttliches Wirken also vorgeblich ausschließt und sein Gegenüber gleichzeitig in Verbindung mit unchristlichen Praktiken bringt, muss ihn einem christlichen Publikum wiederum selbst verdächtig machen. Da der Schwanritter durch diesen Vorwurf, den er als *unhöve-*

scheit (›Schwanritter‹, V. 949) bezeichnet und von dem er sich ausdrücklich distanziert, sein eigenes und das Ansehen Gottes beschädigt sieht, will er sich dafür rächen – der Kampf ist endgültig unausweichlich (vgl. ›Schwanritter‹, V. 950–972) und beide sind gleichermaßen Herausforderer wie Herausgeforderter.

(4) »Der Held ist so jung (schwach), dass sein Erfolg im Zweikampf ausgeschlossen erscheint.« Der Schwanritter ist ein *jungelinc* (›Schwanritter‹, V. 359), wird allerdings nicht als schwach beschrieben – ganz im Gegenteil, denn Karl lässt dem Schwanritter einige Pferde bringen, damit dieser sich das geeignete auswählen kann, doch der ›Druckprobe‹ halten die meisten nicht stand: *swenn er im ûf den rücke / durch versuochen vaste greif, / sô seig es nider unde sleif / zer erden under sîner hant* (›Schwanritter‹, V. 992–995). Dennoch ist er dem riesigen Sachsen *in puncto* Körpergröße unterlegen: *der ritter selber dûhte / gestôzen unde niht ze lanc* (›Schwanritter‹, V. 1022f.), er scheint also nicht zu groß, aber stämmig.

(5) »Der Herrscher, in der Regel ein König, möchte den Helden daher vom Zweikampf abhalten.« Der einzig anwesende König ist Karl, und der möchte den Schwanritter auch nicht vom Kampf abhalten, da es nach Kampfansage des Schwanritters heißt: *Mit disen Worten unde alsô / die zwêne ritter wurden dô / vil wol bereit ûf einen strît* (›Schwanritter‹, V. 973–975). Warum auch sollte Karl bei einem offensichtlich von Gott gesandten, fest entschlossenem Streiter intervenieren? Dafür stattet er ihn mit einem geeigneten Pferd aus, was Punkt (6) der Typologie bei Möllenbrink entspricht: »Der Herrscher stattet den Helden persönlich für den Kampf aus. Oft übergibt er ihm seine eigenen Waffen (Schwert, Rüstung).«¹⁵ Der Schwanritter benutzt seine eigenen Waffen und seine eigene Rüstung, die er eigens in dem vom Schwan gezogenen Nachen mitgeführt hat. (7) »Der Held benutzt ungewöhnliche oder unritterliche Waffen.« Das trifft insofern zu, als dass ihre Herkunft von einem Ort jenseits des Meeres, der »als der Transzendenz zugehörig modelliert [wird]« (Yu 2021, S. 178),

durchaus ungewöhnlich ist.¹⁶ Abgesehen davon handelt es sich, die Funktionalität betreffend, um eine gewöhnliche ritterliche Bewaffnung und Ausrüstung. Es sticht allein das seidene Untergewand hervor, das ihm auf wunderbare Weise das Leben rettet (s. u.) und als »mythische[s] Attribut[]« (Yu 2023, S. 377) gelten kann.

(8) »Zunächst scheint der Held zu unterliegen. Oft wird das durch eine schwere Verletzung zum Ausdruck gebracht.« Der Kampf ist anfangs noch recht ausgeglichen, bis der Sachse dem Fremden einen heftigen Schlag versetzt, der potenziell tödlich ist. Genau an dieser Stelle wird noch einmal die riesige Statur des Herzogs hervorgekehrt, die auch Ursache für die Schwere des Hiebes ist:

si wolten alle wænen
der gast der viele tôt dâhin,
wan der herzog über in
was alsô langgewahsen:
des wart im von dem Sahsen
ein slac gemezzen und gegeben
daz man für sîn erweltez leben
genomen hæte ein halbez ei.
(›Schwanritter‹, V. 1160–1167)

Allein sein seidenes Untergewand rettet ihn vor dem sicheren Tod (vgl. ›Schwanritter‹, V. 1186–1189).

(9) »Der Kontrahent unterbreitet dem Helden ein Angebot zur gütlichen Einigung. Der Held schlägt das Angebot aus.« Der Sachsenherzog bietet dem Schwanritter nun einen Ausweg an: Er fragt ihn, ob er ihm nun das Erbe lassen wolle (vgl. ›Schwanritter‹, V. 1196f.). Das scheint zu irritieren, da es nicht aus dem konkreten Erzählausammenhang heraus motiviert ist,¹⁷ lässt sich aber eben durch das Erzählschema erklären, dem Konrad recht getreu folgt. Schließlich wird das Kräftemessen vom Herzog noch in eine Zinsmetaphorik überführt:

»sult ir mîn eigen ziehen hin,
ir müezent ez verzinsen,
daz man ûz herten flinsen
noch sanfter gülte schriete.
Es gît mir zeiner miete
niht anders wan den lebetagen,
swer iht des mînen vor mir tragen
gewaltliclichen hiute wil.«
(›Schwanritter‹, V. 1198–1205)

Kunstvoll webt Konrad hier das für Riesen typische Motiv der unrechten Tribut- bzw. Zinsforderung mit in seine Erzählung ein, wie es aus anderen Artus- und den beiden Tristanromanen geläufig ist (vgl. dazu auch Ahrendt 1923; van Beek 2021, S. 72; Standke 2022). Der Schwanritter lehnt erwartungsgemäß ab, indem er die Metaphorik aufgreift: »*des zolles wære ein teil ze vil!*« (›Schwanritter‹, V. 1206) Er führt noch weiter aus:

»iuch sol diu milte des ermanen
daz ir sô hôher zinse enbert.
sît daz ir miete von mir gert,
sô machet si gefüege,
wand ich unsanfte trüege
sô grimmen zolles überlast.«
(›Schwanritter‹, V. 1208–1213)

Die *überlast* bezieht sich im übertragenen Sinne auf die Härte und den Druck der Schläge des Riesen. Auf einen tatsächlichen Tribut, den der Sachse wohl von den Bewohnern des Landes bei einem Sieg gefordert hätte, geht die Erzählung im Nachfeld des Kampfes ein (vgl. ›Schwanritter‹, V. 1234–1241).¹⁸

Die beiden Fixpunkte (10) »Der Held verwundet den Kontrahenten so stark, dass dieser kampfunfähig wird« und (11) »Der Held enthauptet seinen kampfunfähigen Gegner. Oft benutzt er dafür dessen eigenes Schwert« erscheinen stark verkürzt: Der Schwanritter legt seine letzten Kräfte in einen einzigen Hieb, mit dem er den Sachsenherzog enthauptet (vgl.

›Schwanritter‹, V 1214–1232). Wobei an dieser Stelle noch einmal betont werden muss, dass die Enthauptung eine der häufigsten Todesursachen von Riesen in der mittelalterlichen Literatur darstellt (s. o.).¹⁹

(12) »In der Folge des Sieges steigt der Held im Ansehen von Hof und Herrscher. Das kann dadurch zum Ausdruck gebracht werden, dass ihm die Hand der Königstochter angetragen wird.« Dem Schwanritter wird hier die Hand der Herzogin bzw. ihrer Tochter angetragen, was er zuerst ablehnt, dann aber unter den für eine Martenehe typischen Bedingungen schließlich zusagt, wobei man üblicherweise davon ausgeht, dass er die Tochter heiratet (vgl. Yu/Kellner 2023, S. 248; ›Schwanritter‹, V. 1255–1335, hier mit einigen Lücken, bedingt durch den fragmentarischen Zustand der Handschrift).

Anders als die frühere und auch spätere Stofftradition es tun, wie noch zu zeigen sein wird, rückt Konrad den Opponenten des Schwanritters in den Assoziationsraum eines Riesenritters. Das geschieht, indem er unterschiedliche Erzählstrategien zur Anwendung bringt. Er zeichnet den Herzog von Anfang an als hochmütige und selbstsicher-starke Figur, was ihn zunächst nicht von etwa Hagen aus dem ›Nibelungenlied‹ unterscheiden würde. Er ist aber der einzige, der – nach anfänglicher Souveränität – die Contenance verliert, zornig wird und mit seinen Worten dann doch noch unhöfisch und damit unangemessen agiert; das wiederum unterscheidet ihn von Hagen. Bis dahin sind seine Gesprächsanteile insbesondere durch die Demonstration von Stärke und Macht geprägt und treten damit auch in deutlichen Kontrast zu den von Demut getragenen Redebeiträgen der Herzogin und ihrer Tochter.²⁰ Er behält mit seinen Mitteln der Gesprächsführung vor Gericht die Oberhand und hat ›das letzte Wort‹, indem er einen gerichtlichen Zweikampf einfordert. Die dramatische Ironie und gewissermaßen auch die Tragik bestehen nun gerade darin, dass er damit zwar das Urteil Karls umgeht, als Riese in einem Ordal, zumal gegen einen von Gott selbst gesandten Ritter, aber von vornherein keine Chance auf einen Sieg hat. Seine Selbstüberhebung, die topische *superbia* des Riesen, muss ihn in

den Untergang führen, denn er verkörpert nicht nur das Unrecht, sondern mit diesem auch das Böse – selbst wenn Konrad eine direkte Zuschreibung zum Teuflischen vermeidet, wie sie sonst in solchen Erzählsituationen durchaus üblich ist. Der gesamte Kampf zwischen dem Schwanritter und dem Herzog ist, wenn auch nicht ganz bruchlos, so doch recht eindeutig nach dem Erzählschema ›Kampf David gegen Goliath‹ stilisiert. Dass das nicht bruchlos von statten gehen kann, liegt sicherlich auch am Erzählschema der gestörten Martenehe, das mit dem Erzählschema ›Kampf David gegen Goliath‹ strukturell vereinbart werden muss. Zudem gibt ein zu junger oder zu schwacher Schwanritter aus mittelalterlich-feudaladliger Perspektive kaum den idealen Stammvater der Grafen von Kleve und Geldern ab, mit denen seine Nachkommen durch Konrad genealogisch verknüpft werden (vgl. Yu/Kellner 2023, S. 249 und 253).

4. Die Antagonisten im ›Chevalier au Cygne‹ und ›Lohengrin‹ und der Kampf Brabons gegen den Riesen in der brabantischen Chronik des Wilhelm von Berchen

Geschickt wird im ›Schwanritter‹ Konrads von Würzburg, wie aufgezeigt werden konnte, der genealogische und mythische Ursprung eines Geschlechts auf den Kampf des Guten gegen das Böse zurückgeführt, wobei der Riesenritter zugleich Vertreter des althergebrachten Rechts ist, das sich gerade dadurch als unterlegen herausstellen muss. Doch woher könnte Konrad die Inspiration für die Stilisierung des Sachsenherzogs als Riesenritter gehabt haben, wenn man zunächst einmal allein den Schwanritterstoff taxiert? (Außerhalb dieser Tradition gab es natürlich eine Reihe solcher Riesenritter, einige wie Rennewart aus dem ›Willehalm‹ wurden weiter oben bereits genannt.) *Ex negativo* können die früheren Ausprägungen des Stoffes zunächst ausgeschlossen werden. Im ›Parzival‹ Wolframs von Eschenbach ist die Fürstin von Brabant in keinen Erbstreit verwickelt, entsprechend gibt es keine Konstellation, die ein Gottesurteil erfordern würde

– die Figur des Sachsenherzogs kommt hier überhaupt nicht vor. In der altfranzösischen *Chanson de geste* ›Chevalier au Cygne‹ aus dem späten 12. Jahrhundert, die als älteste Version des Stoffes gelten kann (vgl. Yu/Kellner 2023, S. 249) und der »Konrads Version [...] wesentlich näher steht als die übrigen deutschen Bearbeitungen des Stoffes« (ebd., S. 251; vgl. auch Yu 2021, S. 165f.), ist der Sachsenherzog Renier, gegen den der Schwanenritter kämpfen muss, zwar ein abtrünniger Verräter und damit negativ gezeichnet, aber wohl eher kein Riese. Der Graf von Namur sagt über den Sachsen: *Cis Saisnes orgellous est de grant parenté / Et plains de felonie et de grant cruauté.* (›Chevalier au Cygne‹, V. 403f., »Dieser überhebliche Sachse stammt aus einer großen Familie / und ist voller Heimtücke und großer Grausamkeit.«) *de grant parenté* meint hier die adlige Abstammung, nicht die Verwandtschaft mit Riesen. Was er jedoch mit vielen von ihnen teilt, ist die Überheblichkeit (*superbia*) und die Nähe zum Dämonischen. Im Kampf mit dem Schwanritter wird er von Teufeln beschützt (*Bien li furent garant li deable infernal!*, ›Chevalier au Cygne‹, V. 892) und sagt sich von Gott los:

Dont dist une parole qui pas ne vint a gré
Jhesu, nostre Segnor, le Roi de majesté:
»He! Deables,« dist il, »con m'avés oblié,
Que ne me secorés en icest camp malé!
Dex ne me puet aidier, n'a tant de posté
Ne croi en sa poissance ne en sa deïté.«
(›Chevalier au Cygne‹, V. 911–916)

»Daraufhin sprach er ein Wort, das Jesus, unserem Herrn, dem König der Majestät, keineswegs gefiel: ›He! Teufel,‹ sagte er, ›wie habt ihr mich vergessen, dass ihr mir auf diesem unheilvollen Feld nicht helft! Gott kann mir nicht helfen, er hat nicht so viel Macht. Ich glaube weder an seine Macht noch an seine Göttlichkeit.«

Ihm wird im hin und her wogenden Kampf schließlich die rechte Hand abgeschlagen (*Le poing destre li coupe c'aine n'i ot recourier*, ›Chevalier au Cygne‹, V. 997), am Ende auch der Kopf (*La teste li trenca devant tos ses*

amis, ›Chevalier au Cygne‹, V. 1018). Das Abschlagen des Kopfes hat auch Konrad, es ist bei ihm jedoch gänzlich anders gerahmt, eben als Teil des Erzählschemas ›Kampf David gegen Goliath‹, indem es nur für den riesischen Sachsenherzog reserviert bleibt. Im ›Chevalier au Cygne‹ werden im Anschluss an den Zweikampf die sächsischen Geiseln, später auch die restlichen aufständischen Sachsen enthauptet. Auf der einen Seite haben wir das Einzelschicksal, auf der anderen ein und dieselbe Verfahrensweise für alle Gegner. Das Abtrennen der rechten Hand, d. h. der Schwurhand, ist durch eine Bemerkung des Sachsenherzogs als Motiv ebenfalls im ›Schwanritter‹ zu finden: *swer mit dem eide erziugen wil / daz mîn niht heize Brâbant, / dem wirt genomen ab sîn hant / schier (unde) in kurzer stunde.* (›Schwanritter‹, V. 702–705) Das kann als Reflex sicherlich auf die reale Rechtspraxis der damaligen Zeit zurückgeführt werden, genauer auf den Aspekt sich widersprechender Zeugnisse, die einer Wahrheitsfindung im Wege standen – das ist ja im ›Schwanritter‹ der Fall, denn der Sachsenherzog insinuiert mit seiner Bemerkung, dass sein Zeugnis wahr ist und das der Gegenseite unwahr. Historisch belegbar ist diese Praxis recht früh, und zwar schon unter Ludwig dem Frommen.²¹

Als literarisches Motiv kommt es nicht nur im ›Schwanritter‹ Konrads und im ›Chevalier au Cygne‹ vor, sondern auch in der brabantischen Chronik des Wilhelm van Berchen, »die von Adam über Noah und Priamus von Troja die Genealogie der Brabanter Herzöge bis zu Wencelas von Brabant (1355–1383) darstellt« (Cramer 1971, S. 92). Sie ist in den Jahren 1471 bis 1473 entstanden und somit deutlich jünger als Konrads ›Schwanritter‹. Hier wird unter anderem erzählt, wie Brabon mit seinem Gefolge an der Schelde auf einen Riesen trifft, den sie überwinden müssen. Der Riese pflegt die Angewohnheit, die rechte Hand als Wegzoll zu verlangen²²:

Unus autem ex familiaribus, terram cognoscens, aquam magnam nomine Schaldam locum illum habere et quod gigas in littore aque moram traheret a permeantibus dextram manum in theolonium recipiens. [...] Pervenit autem rex Brabon cum suis sodalibus ad aquam nomine Schaldam, in cuius littore

gigas in turri forti manebat. Et dum transfretare Schaldam cupiebant, servos illic gigantis invenerunt vetantes, ne aquam transvolarent, nisi prius dextram in theolonium contribuerent. Rex autem Brabon cum suis se clientibus gigantis opposuit theolonium dare recusans, potencia aquam transmeare intendens. Famuli vero gigantis Brabonem loqui audientes ad prelium ictum faciebant, ut gigas eis auxilium facere acceleraret. Quo ictu audito gigas per fenestram aspexit et, dum Brabonem et suos vidit, dixit: »Expectate, ad vos veniam, plures namque michi manus deficiunt«. Gigante autem veniente Brabon suis dixit consociis; »Vadam expugnare gigantem«. [...] Brabon videns advenire gigantem in eum lancea prosiliit et ad terram ipsum prostravit. Et priusquam gigas mole corporis a terra surgere potuit, rex Brabon equum descendit, et gigas fuste magno in manu accepto ictum Braboni dare cupivit, sed Brabon resiliit, et gigas ictum suum in terram percussit. Quo facto rex Brabon mox gladio evaginato crus gigantis amputavit, ex quo ictu gigas cum clamore valido in terram cecidit. [...] Brabon autem viriliter gigantem occidit caput et manum sibi gladio amputando, et manum in arundinem projecit. Videntes autem servi gigantis eorum dominum morti traditum aufugerunt. Consocii vero Brabonis advenientes nomen Brabonem exaltarunt facta sua bellicosa commendantes. (Cramer 1971, S. 93f.)

»Einer der Vertrauten, der das Land kannte, bemerkte, dass dieser Ort ein großes Gewässer namens Schelde habe und dass ein Riese am Ufer des Gewässers verweilte, der von den Vorbeiziehenden deren rechte Hand als Zoll verlangte. [...] Der König Brabon kam jedoch mit seinen Gefährten an ein Gewässer namens Schelde, an dessen Ufer ein Riese in einem starken Turm verweilte. Und als sie die Schelde überqueren wollten, trafen sie dort auf Diener des Riesen, die ihnen untersagten, das Wasser zu überqueren, es sei denn, sie leisteten zuvor einen Zoll mit ihrer rechten Hand. Doch König Brabon stellte sich mit seinen Leuten gegen die Diener des Riesen und weigerte sich, den Zoll zu zahlen, indem er entschlossen war, die Überquerung mit Gewalt durchzuführen. Als die Diener des Riesen Brabon sprechen hörten, begannen sie einen Kampf, um den Riesen herbeizurufen, damit er ihnen zu Hilfe komme. Als der Riese den Lärm hörte, schaute er aus dem Fenster und als er Brabon und seine Leute sah, sagte er: ›Wartet, ich werde zu euch kommen, denn mir fehlen viele Hände.« Als der Riese kam, sagte Brabon zu seinen Gefährten: ›Ich werde gehen, um den Riesen zu bekämpfen.« [...] Brabon, der den Riesen herannahen sah, stürzte sich mit seiner Lanze auf ihn und warf ihn zu Boden. Und bevor der Riese angesichts seines massigen Körpers wieder aufstehen konnte, stieg König Brabon von seinem Pferd. Und der Riese, der inzwischen einen großen Knüppel in die Hand genommen hatte, wollte einen

Schlag gegen Brabon führen, doch Brabon wich aus und der Riese traf mit seinem Schlag die Erde. Daraufhin zog König Brabon schnell sein Schwert und hieb das Bein des Riesen ab, woraufhin der Riese mit lautem Geschrei zu Boden fiel. [...] Brabon tötete den Riesen mutig, indem er ihm mit dem Schwert den Kopf und die Hand abschlug, und warf die Hand in das Schilfrohr. Als die Diener des Riesen sahen, dass ihr Herr dem Tod übergeben worden war, flohen sie. Brabons Gefährten hingegen kamen herbei und lobten seinen Namen, indem sie seine kriegerischen Taten priesen.«

Es lässt aufhorchen, dass in der Brabon-Sage Schwanritterelemente und die Erzählung von einem Riesen, der rechte Hände als Tribut sammelt und in einem Kampf selbst seine Hand sowie sein Haupt verliert, miteinander verbunden erscheinen. Wenn man hier eine direkte Verbindung zu Konrad oder der altfranzösischen Version sehen will, stößt man schnell an kaum zu überwindende Grenzen, denn: »Über die Quelle Wilhelms lassen sich nur Vermutungen anstellen.« (Cramer 1971, S. 96) Die Sachlage stellt sich allerdings für Konrads ›Schwanritter‹ nicht anders dar: »Eine unmittelbare Vorlage hat man bis heute nicht ausmachen können [...]. Ferner bleibt unklar, ob Konrad ein schriftlicher Text vorgelegen hat oder ob ihm nur der Stoff bekannt war.« (Yu/Kellner 2023, S. 251). Erschwerend hinzu kommt, wie bereits erwähnt, dass die brabantische Chronik mehr als 200 Jahre jünger ist als Konrads ›Schwanritter‹. Sollten sich für die Sage keine deutlich älteren Belege, die Konrad gekannt haben könnte, finden lassen, wird es vorerst am plausibelsten sein anzunehmen, dass Konrad auf den altfranzösischen Stoff zurückgriff, die teuflische und abgrundtief böse Figur des Sachsenfürsten zu einem gottesfernen Riesenritter umdeutete und sich des Erzählschemas ›Kampf David gegen Goliath‹ bediente.

Wie wurde der Stoff im ›Lohengrin‹ (zwischen 1283 und 1289) behandelt, wie die Figur des Antagonisten ausgestaltet? Gegenspieler des Schwanritters Lohengrin ist hier Friedrich von Telramunt, ein gräflicher Vasall des brabantischen Herzogtums. »Wenn er das Land will, muß er um die Landesherren Elsa werben, und diese muß ihn wegen mangelnder Ebenburt abweisen.« (Strohschneider 1997, S. 138) Das ist ein hartes Kriterium, das das

Anliegen des Antagonisten von vornherein als unrechtmäßig erscheinen lässt. Er musste nicht noch zusätzlich suspekt gemacht werden, indem er zum Riesen (›Schwanritter‹) oder zum Teufelsbündler (›Chevalier au Cygne‹) wird.²³ Die Werbungshandlung wird zunächst durch Elsa mit der Auflehnung Luzifers verglichen, der sich als untergebener Engel Gott gleichstellen wollte: *ein hôher grâve der warp umb ir minne. / Sie sprach: »ich wânt daz mîn vater iuwer herre wære. / Lûcifer der het übermuot, / dâ von er viel als ir vil lîhte selber tuot.«* (›Lohengrin‹, V. 326–329) Der Vergleich deutet das Vorhaben als potenziell teuflisch und damit definitiv rechtswidrig an. Abgesehen von Elsa rückt ihn jedoch keine andere Figur und auch nicht der Erzähler in die Nähe des Teufels. Ganz im Gegenteil: Abgesehen davon, dass er Elsa zur Ehe zwingen will, kann man an Friedrich, der zudem ein Drachenbezwinger und damit nach christlicher Symbolik eher als Teufelsgegner interpretiert würde, kaum etwas Schlechtes finden:

in prîsten vrouwen unde man,
wandels man im hâres breit niht vinden kan,
het er die einen missetât verlâzen.
Dô was dâ an den zîten kunt,
daz der selbe Friderîch von Telramunt
ze Stokhalm sluoc den wurm von Swedenlanden.
Den suocht er durch vermezzenheit,
des wart in diutschen landen vil von im geseit,
ez torst ouch nieman kampf gein im enblanden.
(›Lohengrin‹, V. 388–396).

Die *vermezzenheit* kann sowohl positiv als auch negativ gelesen werden, in jedem Fall stellt der Sieg über den Drachen den Grund dafür dar, warum ihn jeder kennt und sich weit und breit niemand traut, gegen ihn anzutreten. Allein sein Stolz, der zu seinem Epitheton wird, lässt ihn fortwährend in einem schlechten Licht erscheinen: *Telramunt der stolze* (›Lohengrin‹, V. 1902); *den stolzen Friderîch von Telramunt* (›Lohengrin‹, V. 2039); *sîn stolzez herze* (›Lohengrin‹, V. 2043); *sô was er selb ein stolzer man des muotes. / Sus quam er dar mit stolzen siten / in den ring hêrlîch mit*

wâpenkleit geriten. (›Lohengrin‹, V. 2073–2075); *Friderîch der stolze von Telramunt* (›Lohengrin‹, V. 2144). Lohengrin kündigt Friedrich in Anlehnung an Elsas Aussage, in der sie ihn mit Luzifer vergleicht, an: *nû wirt dîn übermuot gewwachet* (›Lohengrin‹, V. 2206). Die *superbia* teilt Friedrich mit dem Sachsenherzog im ›Schwanritter‹ und auch mit Herzog Renier im ›Chevalier au Cygne‹. Sein Gegner Lohengrin, Parzivals Sohn, ist das ritterliche Ideal in Person, allein er ist noch jung an Jahren, was der Erzähler stets und ständig betont (*er was noch âne bart*, ›Lohengrin‹, V. 595; *der iunge stolze ân gran*, ›Lohengrin‹, V. 873; *sîn iungez leben*, ›Lohengrin‹, V. 2014; *der iunge ân valsche gallen / reht alsam ein zierlich degen*, ›Lohengrin‹, V. 2087f.). Wie der fremde *jungelinc* bei Konrad erscheint auch Lohengrin von Gott favorisiert, denn der *het disen kempfen dar gesant der megde ze trôste* (›Lohengrin‹, V. 1237), *und alle lobten got mit einer zungen, / Daz er het den ritter dar gesant ze einem kempfen* (›Lohengrin‹, V. 1246f.)

Der Gegner des Schwanritters erscheint im ›Lohengrin‹ von jeglichem bösen Naturell entlastet zu sein. Auch die Rahmung des Kampfes ist eine gänzlich andere: Zwar geht es immer noch um einen rechtlichen Sachverhalt, aber Lohengrin und Elsa sind schon vor dem Duell ineinander verliebt, weswegen das Minne-Motiv kampfbestimmend wird (vgl. auch Yu 2023, S. 382f.). Hinzu kommt vorbildliches ritterliches Verhalten, das durch den Protagonisten vorgeführt wird: Lohengrin verschont Friedrich zunächst, der gibt ihm *sicherheit* (vgl. ›Lohengrin‹, V. 2217–2221), bis der Kaiser kurz danach seine Enthauptung anordnet: *daz houbt wart im ab geslagen an der stunt* (›Lohengrin‹, V. 2245). Zu keinem Zeitpunkt des Kampfes droht Lohengrin ernsthaft zu unterliegen, es bleibt sogar Zeit für Komik, wenn Friedrich einen solch kräftigen Schlag auf den Kopf bekommt, dass ihm schwarz vor Augen wird und er sich über den Kaiser beschwert, der sie ohne Ruhepause bis in die Nacht kämpfen lasse, Lohengrin aber versichert, dass die Sonne noch hoch am Himmel stehe (vgl. ›Lohengrin‹, V. 2161–2172).

5. Fazit

Der Sachsenherzog im ›Schwanritter‹ gehört zu den riesischen oder riesenhaften Rittern, von denen es in der mittelalterlichen (deutschsprachigen) Erzählliteratur nur so wimmelt: Morolt im ›Tristan‹ Gottfrieds von Straßburg, Mabonagrín im ›Erec‹ Hartmanns von Aue, Rennewart im ›Willehalm‹ Wolframs von Eschenbach, Roaz im ›Wigalois‹ Wirnts von Grafenberg, Ecke im ›Eckenlied‹, um nur einige zu nennen. Diese oft nicht eindeutigen oder widersprüchlichen Figuren stellen die Forschung vor Herausforderungen: »Insbesondere die diversen Wissensordnungen und die vielfältigen Bezugsräume, in denen diese [i.e. mittelalterliche] Texte verankert sind, kennzeichnen das Erzählen von Riesen und lassen eine disparate Kategorie entstehen, in der z. T. Gegenläufiges und Unvereinbares zusammenfällt.« (Winst/Schulz 2020, S. 8) Die Riesenritter sind als hybrid angelegte Figuren keine Riesen im klassischen Sinne und diesem ›Geschlecht‹ oft nicht zweifelsfrei zuzuordnen, wenn es die Dichter nicht selbst tun; und auch dann wird diese Zuschreibung in einem Anflug rationalistischer Deutungshoheit durch die Forschung gern einmal verworfen oder – wie beim ›Schwanritter‹ – weitestgehend ignoriert. Als riesischer Ritter wurde der Sachsenherzog bisher jedenfalls kaum ernsthaft wahrgenommen, geschweige denn im Erzählzusammenhang oder vor dem Hintergrund von Erzählschemata interpretiert (auch nicht in der neuesten Untersuchung von Yu 2023). Dieser Beitrag zeigt, welches Erkenntnispotenzial sich entfalten kann, wenn man den Hinweisen auf Riesenhaftigkeit nachgeht und sie – unabhängig von neuzeitlichen Wahrscheinlichkeitsabwägungen – als eine Form narrativer Codierung versteht. Dann stellt sich der Sachsenherzog im ›Schwanritter‹ als ›riesische Unrechtsfigur‹ heraus, als archetypischer Vertreter von Chaos und Zerstörung. Zu Recht sieht Kolb (1985, S. 26) das Grundschema der Sage in einem »Erlösungsmythos« (auch hier sind deutliche Parallelen zur Morolt-Episode im ›Tristan‹ auszumachen). Der Riese bedroht die Ordnung, die wiederhergestellt werden muss, und zwar

vom gottgesandten Schwanritter, dessen Zugehörigkeit zum Menschengeschlecht bei Konrad für Yu (2021, S. 169), anders als in der Lohengrin-Tradition, ungewiss ist.

Indem der *miles cygni* eine Königin von einem Bedränger befreit, stellt er die Ordnung wieder her, den *ordo* [...]. Die Ordnung bürgt für den Frieden, den Reichtum, die Fruchtbarkeit des Landes und das Wohlbefinden der Menschen. Die Zerstörung der gottgegebenen Ordnung ist der Anlaß zur Entsendung des Schwanritters, was aus den Texten deutlich hervorgeht. (Leconteux 1978, S. 29)

Entscheidend ist, dass die Konkurrenz zweier verschiedener Rechtsformen, denn darum geht es bei Konrad (vgl. Yu/Kellner 2023, S. 254), nicht durch einen weltlichen Herrscher (Karl) beendet wird – das ist vom Stoff auch so vorgegeben –, sondern dass er diesen komplexen juristischen Sachverhalt auf eine körperliche Auseinandersetzung (Duell) herunterbricht, die im Rahmen eines Ordals stattfindet, bei dem der eine Opponent gottgesandt ist und der andere ein Riese, weshalb seine Erzählung schlussendlich eben, anders als Yu/Kellner (2023, S. 257) behaupten, zumindest vor dem Hintergrund des Erzählschemas ›Kampf David gegen Goliath‹ doch »in einem Täter-Opfer-Verhältnis« aufgeht. Denn durch dieses spezifische und bekannte Erzählschema eröffnet sich die Möglichkeit, Eindeutigkeit (Recht/Unrecht; Gut/Böse) herzustellen und das bisherige Geschehen in der Retrospektive neu zu beurteilen. Der Clou dabei: Das althergebrachte Recht delegitimiert sich durch die Forderung des Sachsenherzogs nach einem Zweikampf schließlich selbst und schafft sich damit auch selbst ab.²⁴ Denn diesen Kampf kann der Herzog als Riese nicht gewinnen und er hat somit sein Schicksal selbst besiegelt, wie auch der Erzähler betont: *Sus hæte grimmen schaden grôz / der Sahren herre dô gekouft.* (›Schwanritter‹, V. 1242f.)

Anmerkungen

- 1 Vgl. zur Stoff- und Überlieferungsgeschichte des ›Schwanritters‹ sowie weiterführender aktueller Forschungsliteratur den Überblicksartikel im kürzlich erschienenen Handbuch zu Konrad von Würzburg (Yu/Kellner 2023) sowie die Einleitung bei Yu (2023). Die Zitate des mittelhochdeutschen Textes folgen der Ausgabe Miklautsch 2016. Offensichtliche Druckfehler gegenüber der Ausgabe von Schröder 1959 ändere ich stillschweigend.
- 2 Später wiederholt die Herzogin die Anklage fast wörtlich, der Sachsenherzog habe sie *ân alle schulde* (›Schwanritter‹, V. 447) und *âne reht* (›Schwanritter‹, V. 449) vertrieben; so auch V. 481f.: *er wil uns von dem lande / verstôzen sunder alle schult*.
- 3 Durch dieses Verhalten wird auch das Minne-Motiv, das etwa im ›Lohengrin‹ vor dem Zweikampf der Kontrahenten extrem stark ausgebaut erscheint (s. dazu weiter unten), komplett unterdrückt. Die beiden für einander bestimmten Figuren nehmen sich zunächst gar nicht wahr und auch im Verlaufe des Gerichtsverfahrens wird zwar die Schönheit der Herzogintochter ausführlich beschrieben, nachdem der Schwanritter Platz genommen hat, das führt jedoch zu keinerlei Verliebtheit auf dessen Seite oder einer Anmerkung des Erzählers in dieser Richtung. Die Ignoranz ist also beiderseitig. Das fehlende Minne-Motiv erklärt zudem die Unsicherheit der Forschung, sich letztgültig festzulegen, ob der Schwanritter nun die Herzogin oder ihre Tochter heiratet. Die Textstelle ist nicht überliefert (s. u.) und nur vage Indizien deuten darauf hin, dass es eher die Tochter denn ihre Mutter ist.
- 4 Andeutungen in diese Richtung finden sich freilich schon etwas früher, etwa: *uns armen frouwen* (›Schwanritter‹, V. 486).
- 5 ›Schwanritter‹: *herre tugentrîch* (V. 443); *herre* (V. 482); *iuwer sælde kûneclîch* (V. 483); *der kûnec* (V. 568, V. 616); *der werde kûnec* (V. 588).
- 6 Die letzten Worte Karls (›Schwanritter‹, V. 668–674) werden in der Forschung, etwa bei Poser (2021, S. 218f.) gern als Rücknahme oder Aufweichung des Urteils interpretiert. Ich würde sie jedoch als eine ausformulierte Bedingung lesen. Sofern die schriftlichen Zeugnisse, die die Herzogin angeführt hat, der Prüfung standhalten werden, ist ihr Anspruch auf Brabant auch tatsächlich gültig. Andernfalls gehören die Ländereien dem Sachsenherzog. Wichtig für Karl ist, dass der Streit noch heute, *an dirre zît* (›Schwanritter‹, V. 673), beendet wird. Um Prüfung bittet die Herzogin in ihrem vorherigen Gesprächsschritt: *»wir beide enmuoten nihtes / wan daz uns (unser) reht geschehe, / und er geruoche daz er sehe / die*

briefe und der hantvesten craft, / dâmite uns wart diu hêrschaft / des landes wol bestâtet.« (›Schwanritter‹, V. 570–575)

- 7 Miklautsch übersetzt mhd. *wolgewahsen* mit »hochgewachsen«, es kann aber auch »kräftig, stark« (Hennig 2022, S. 460) bedeuten.
- 8 So sieht auch die Forschung den Zweikampf überwiegend als Form des Gottesurteils an: Zwar »wird der Zweikampf von keiner der beiden Parteien explizit als Gottesurteil aufgefasst« (Yu/Kellner 2023, S. 254), aber das Auftauchen des Schwanritters, das als göttliche Intervention interpretiert wird, deutet das maßgeblich an. Als Gottesurteil verstehen es auch Schnell (vgl. Schnell 1983, S. 60) und Strohschneider (1997, S. 150): »Zugleich ist der Gerichtskampf aber auch die gegebene narrative Form, die Entscheidung in der Erbrechts- und Rechtssystemkonkurrenz als göttlich gewollt erscheinen zu lassen: nicht nur, weil das Duell ein Gottesurteil ist, sondern auch, weil der mythische Sieger von Gott gesandt ist.« Ohnehin stellt das Gottesurteil nach Ehrismann (2007, Sp. 300) als solches einen der zentralen Bausteine der Sage vom Schwanenritter dar: »Für viele Versionen des 2. Teils der S[chwanenritter]sage ist ein als Gottesurteil angesehenen Zweikampf charakteristisch.«
- 9 Normalerweise war der Hausherr dazu verpflichtet, als Kampfstellvertreter für etwa Frauen einzustehen, die nicht wehr- und waffenfähig waren (vgl. Nottarp 1956, S. 298). Erzähllogisch wird dadurch bereits die Heirat des Schwanritters nach dem erfolgreichen Duell angedeutet bzw. seine zukünftige (und aktuell vakante) Position als neuer Hausherr markiert.
- 10 In einem solchen Zusammenhang erscheinen nachweislich beispielsweise die Äußerungen des Vasallen und Beraters Berchter im ›König Rother‹, der ebenjemen Rother klagt, dass sein Sohn im Kampf gegen die *heidinen* [...], *die sunder ewe leveten*, jenseits der Elbe gefallen sei (vgl. ›König Rother‹, V. 474–483, Zitat V. 481f.). Rother zeugt später mit der Tochter des byzantinischen Kaisers Konstantin Pippin, den Vater Karls des Großen.
- 11 Riesen treten, wenn freilich auch deutlich seltener, ebenso als Helfer eines Helden auf. Prominentes Beispiel hierfür wäre der ›König Rother‹, in dem eine ganze Reihe von Riesen (darunter Asprian, Witold, Grimme) auf der Seite Königs Rother stehen, für ihn Partei ergreifen und kämpfen und am Ende auch belohnt bzw. belehnt werden.
- 12 Möllenbrink nutzt, soweit ich das sehe, die Termini ›Erzählmuster‹ und ›Erzähltyp‹ (synonym), wobei er (konkret in Bezug auf den Kampf David gegen Goliath) darunter eine Episode versteht, »deren Handlungsverlauf im Ganzen mehr oder weniger genau mit dem der biblischen Geschichte übereinstimmt« (Möllenbrink 2020, S. 297). Ich verwende in Anlehnung an Schulz, der meines Erachtens ter-

minologisch nicht deutlich zwischen ›Erzählmuster‹ und ›Erzählchema‹ unterscheidet, den Begriff ›Erzählchema‹. »Mittelalterliche Erzählungen sind [...] überdeutlich in Anlehnung an bestehende literarische Schemata gestaltet: vom einfachen Motiv [...] über bestimmte Motivkombinationen und Handlungsketten bis hin zur Gesamthandlung eines Zehntausende von Versen umfassenden Romans.« (Schulz 2012, S. 166) Im Sinne Schulz' handelt es sich bei dem Erzählchema ›Kampf David gegen Goliath‹ am ehesten um eine Handlungskette mit bestimmten Handlungsträgern und Fixpunkten.

- 13 Die Herzogin wird vom Erzähler als *diu tugentbære* (›Schwanritter‹, V. 206) angesprochen, später beide Frauen gleichermaßen als *tugentbære* (›Schwanritter‹, V. 1248), beim Hoftag ist so mancher Bischoff anwesend, *des herze tugend sich versan* (›Schwanritter‹, V. 214), Karl ist genauso *reine* wie die Tochter der Herzogin (›Schwanritter‹, V. 327, 415) usw.
- 14 Man mag an dieser Stelle einwenden, dass auch andere, nicht-riesische Heldenfiguren der mittelalterlichen Literatur, wie Dietrich von Bern oder Alexander der Große, zu schnellem Zorn neigen. Jedoch stellen sich ihre Affekte in einem dialektischen Verhältnis dar (für Dietrich ist das *zagen* genauso typisch wie sein *zorn*) oder sie sind in der Lage, diesen Zorn zu reflektieren und ihr Verhalten anzupassen (Alexander etwa am Ende des ›Straßburger Alexander‹, der nicht nur sein maßloses Eroberungsstreben aufgibt, sondern damit auch seinen Zorn). Riesen sind emotional wie affektiv in der Regel eher eindimensional gezeichnet, kennen kein *zagen* und sind kaum je in der Lage dazu, einzulenken – beides trifft auch auf den Sachsenherzog zu.
- 15 Der Sachsenherzog hingegen *reit ein ros unmâzen grôz, / und schein er selbe ein michel man* (›Schwanritter‹, V. 1072f.), bei ihm handelt es sich also um einen Riesen, der auf einem angemessen großen Pferd auch reiten kann – andere können und/oder wollen es nicht, wodurch auch ihr Anspruch auf Rittertum in Frage gestellt wird, so etwa bei Ecke im ›Eckenlied‹.
- 16 Die Rüstungsgegenstände des Schwanritters werden bei seiner Ankunft prominent hervorgehoben, denn auf seinem Schild bettet er sein Haupt, und dass sein Helm, sein Brustpanzer sowie seine Waffenhosen neben ihm liegen, wird als *wunder* bezeichnet: *der helt ûz sime schilte / gemachtet hæte ein küssin, / ûf dem sô lag daz houbet sîn / dur ruowe dâ besunder. / Ich sage iu von im wunder, / welt ir mit willen sîn gelosen: / sîn helm, sîn halsberc und (die) hosen / diu wâren neben in geleit, / er hæte sîniu wâpenclait / mit im gefüeret ûf den sê.* (›Schwanritter‹, V. 262–271) Auch Karl schließt seinen Bericht mit einem Hinweis auf Rüstung und Waffen des Schwanritters ab: »got hât uns wilde geste /

*gesant her ûf dem wâge wît: / ein ritter in dem schiffe lit, / der ist darinne ent-
slâfen; / sîn harnasch und sîn wâfen, / glanz und missewende frî, / sint im geleit
vil nâhen bî« (›Schwanritter‹, V. 318–324).*

- 17 So etwa fragt Habermehl (2015, 33) zum Vers 1196 in seinem Stellenkommentar:
»Warum macht der Herzog entgegen seinen im Vorhinein aufgestellten Kampf-
bedingungen dem Schwanritter ein Angebot zur Unterwerfung?«
- 18 Der Erzähler hebt hier Gottes Hilfe so hervor, dass völlig klar ist, dass der Sachse
für das Falsche gekämpft hat. Sein ›Lohn‹ ist nicht nur der Tod, sondern auch
der beißende Spott des Erzählers: *Sus hæte grimmen schaden grôz / der Sahren
herre dô gekouft* (›Schwanritter‹, V. 1242f.).
- 19 Auf dieses traditionelle Motiv geht die ›Schwanritter‹-Forschung, soweit ich das
überblicke, ebenfalls nicht ein. Meist wird, wie auch bei Strohschneider (1997,
S. 150), nur der Rechtskontext in den Vordergrund gerückt: »Der Fürstenkörper
hängt so an den ererbten Herrschaftsrechten, wie diese an ihm. Der Tod des Her-
zogs von der Hand des Schwanritters, dessen Schwerthieb Kopf und Rumpf
trennt [...], löscht darum mit der Integrität des adeligen Leibes beides zugleich,
Leben und Herrschaftsrechte, aus. Weil es im Gegensatz zur Stoff-Tradition hier
aber nicht um Ordnungsbruch, sondern die Konkurrenz zweier Ordnungen geht,
ist die Enthauptung des Herzogs auch nicht (wie man gesagt hat) eine Strafe. Die
Stelle des Henkersbeils im ›Lohengrin‹ und anderweit bleibt hier leer. Es gibt
nur das Schwert des Schwanritters, das zugunsten des neuen ein altes Recht aus
der Welt schafft, welches allein im heroischen Untergang sein Ende finden kann,
weil es am Heldenkörper hing.«
- 20 Freilich sind hier die Geschlechterverhältnisse in Rechnung zu stellen, wie West-
phal-Wihl 2008, S. 170, zu Recht deutlich macht: »Die wohlbekannte Pflicht,
Witwen und Waisen zu schützen, wird also angerufen, um an die Barmherzigkeit
des Gerichts zu appellieren. Aber noch wichtiger ist, dass ihre Selbstbeschrei-
bung als arm und bedürftig jener Rhetorik der geschlechtsspezifischen Demut
entspricht, die man im Mittelalter von Frauen bei einem öffentlichen Auftritt er-
wartete.«
- 21 ›Capitularia regium Francorum‹, 134,1: *Et camphioni qui convictu fuerit prop-
ter periurium quod ante pugnam commisit dextera manus amputetur.* (»Und
dem Kämpfer, der des Meineides, den er vor dem Kampf begangen hat, überführt
wird, soll die rechte Hand amputiert werden.«)
- 22 Dieses literarische Motiv ist zweifellos älter und so ähnlich, d. h. verbunden mit
einem Grenzübertritt, auch im ›Laurin‹ zu finden (für den Hinweis danke ich
Sonja Kerth). In der Älteren Vulgatversion (Leithandschrift L₂) sagt Hildebrand
zu Dietrich von Bern in Bezug auf Laurin und dessen Rosengarten: »*Wer yme*

den zcubreche, / weye schire ez daz reche. / Der muz yme laze swere phant, / den rechten vuz, dy linken hant.« (›Laurin‹, V. 69–72) In Handschrift L₁₀ heißt es hingegen sogar: *den lincken vuz, dy rechte hant* (ebd.).

- 23 Diesen wesentlichen Unterschied zwischen ›Schwanritter‹ und ›Lohengrin‹ sehen auch Yu/Kellner (2023, S. 254): »Während in der Lohengrin-Tradition ein offensichtliches Unrecht durch den Gottgesandten beseitigt wird, betont Konrad die Konkurrenz zweier Rechtspositionen mit jeweils divergierenden Ansprüchen und Begründungen.«
- 24 Strohschneider (1997, S. 148) formuliert es aus der anderen Perspektive, wenn er meint, es wird »erzählt, wie sich das neue Recht und das neue Rechtsparadigma mit den Mitteln des alten – und mit Hilfe göttlichen Beistands – durchsetzen«.

Literaturverzeichnis

Handschriften

Frankfurt am Main, Universitätsbibliothek, Ms. germ. qu. 2 ([Digitalisat](#)).

Primärliteratur

- ›Capitularia regum Franconum‹, in: Boretius, Alfred (Hrsg.): Monumenta Germaniae Historica – Leges, Bd. 1, Hannover 1883.
- Cramer, Thomas: Lohengrin: Edition und Untersuchungen, München 1971.
- Der Pleier: Garel von dem blühenden Tal, ein höfischer Roman aus dem Artussagenkreis von dem Pleier, hrsg. von M. Walz. Freiburg im Breisgau 1892 ([online](#)).
- Der Schwanritter. Deutsche Verserzählungen des 13. und 14. Jahrhunderts, hrsg. und aus dem Mittelhochdeutschen übertragen von Hans Joachim Gerentz, Berlin ²1979.
- ›Der Schwanritter‹ Konrads von Würzburg. Aus der Frankfurter Handschrift neu ediert und mit einem Kommentar versehen von Jan Habermehl, Frankfurt 2015 ([online](#)).
- Hartmann von Aue: Erec, hrsg. von Manfred Günter Scholz, übers. von Susanne Held, Frankfurt am Main 2007 (Deutscher Klassiker Verlag im Taschenbuch 20).
- Kleinere Dichtungen Konrads von Würzburg. II: Der Schwanritter. Das Turnier von Nantes, hrsg. von Edward Schröder, mit einem Nachwort von Ludwig Wolff, Berlin ³1959.

- König Rother. Mittelhochdeutscher Text und neuhochdeutsche Übersetzung von Peter K. Stein, hrsg. von Ingrid Bennewitz unter Mitarbeit von Beatrix Koll und Ruth Weichselbaumer, Stuttgart 2000 (Reclams Universal-Bibliothek 18047).
- Konrad von Würzburg: Das Herzmære und andere Verserzählungen. Mittelhochdeutsch/Neuhochdeutsch, nach den Textausgaben von Eduard Schröder übers. und komm. von Lydia Miklautsch, Stuttgart 2016 (RUB 19381).
- Laurin. Hrsg. von Elisabeth Lienert, Sonja Kerth und Esther Vollmer-Eicken, Teilband I: Einleitung, Ältere Vulgatversion, ›Walberan‹, Berlin/Boston 2011 (Texte und Studien zur mittelhochdeutschen Heldenepik 6/I).
- The Old French Crusade Cycle. Vol. II: Le Chevalier au Cygne and La Fin d'Élias, hrsg. von Jan A. Nelson, Tuscaloosa 1985.

Sekundärliteratur

- Ahrendt, Ernst Herwig: Der Riese in der mittelhochdeutschen Epik, Güstrow 1923.
- Beek, Alan Lena van: Riesen und Helden. Erklärungsmodelle für eine unfeste Dichotomie, in: Nieser, Florian (Hrsg.): Die Dechiffrierung von Helden. Aspekte einer Semiotik, Bielefeld 2020 (Populäres Mittelalter 1), S. 123–141.
- Beek, Alan Lena van: Riesen in der Literatur des Mittelalters. Diskursive Formationen im deutschen Sprachraum. Frankfurt am Main 2021 (Archivum Medii Aevi Digitale – Studies: Theses 1) ([online](#)).
- Eder, Jens: Gottesdarstellung und Figurenanalyse. Methodologische Überlegungen aus medienwissenschaftlicher Perspektive, in: Eisen, Ute E./Müllner, Ilse (Hrsg.): Gott als Figur. Narratologische Analysen biblischer Texte und ihrer Rezeption, Freiburg [u. a.] 2016 (Herders biblische Studien 82), S. 27–54.
- Ehrismann, Otfried: Art. Schwan(en)ritter, in: Enzyklopädie des Märchens, Bd. 12 (2007), Sp. 296–307.
- Habiger-Tuczay, Christa: Zwerge und Riesen, in: Müller, Ulrich/Wunderlich, Werner (Hrsg.): Dämonen, Monster, Fabelwesen, St. Gallen 1999 (Mittelalter Mythen 2), S. 635–658.
- Hausmann, Albrecht: Gott als widersprüchliche Figur in Hartmanns von Aue ›Erec‹ und Gottfrieds von Straßburg ›Tristan‹, in: Elisabeth Lienert (Hrsg.): Widersprüchliche Figuren in vormoderner Erzählliteratur, Oldenburg 2020 (BmE Themenheft 6), S. 245–267 ([online](#)).
- Hennig, Beate: Kleines mittelhochdeutsches Wörterbuch, Berlin/Boston 2022.
- Karin, Anna: Männliche Hauptfiguren im ›Tristan‹ Gottfrieds von Straßburg. Charakterisierung, Konstellation und Rede, Berlin/Boston 2019 (Lingua Historica Germanica 20).

- Kolb, Herbert: Die Schwanrittersage als Ursprungsmythos mittelalterlicher Fürstengeschlechter, in: *History and Heroic Tale*. Tore Nyberg [u. a.] (Hrsg.): Odense 1985, S. 23–50.
- Möllenbrink, Linus: Person und Artefakt. Zur Figurenkonstellation im ›Tristan‹ Gottfrieds von Straßburg, Tübingen 2020 (Bibliotheca Germanica 72).
- Nottharp, Hermann: Gottesurteilstudien. München 1956 (Bamberger Abhandlungen und Forschungen 2).
- Poser, Thomas: Tyrannis der Untätigkeit – zur Figur des Herrschers in Konrads von Würzburg ›Schwanritter‹ und ›Heinrich von Kempten‹, in: Gold, Julia [u. a.] (Hrsg.): *Tyrannenbilder. Zur Polyvalenz des Erzählens von Tyrannis in Mittelalter und Früher Neuzeit*, Berlin/Boston 2021, S. 214–235.
- Schiewer, D. Regina: *Die deutsche Predigt um 1200. Ein Handbuch*, Berlin/New York 2008.
- Schnell, Rüdiger: Dichtung und Rechtsgeschichte: Der Zweikampf als Gottesurteil in der mittelalterlichen Literatur, in: *Mitteilungen der Technischen Universität Carolo-Wilhelmina zu Braunschweig 18.2* (1983), S. 53–62.
- Schulz, Armin: *Erzähltheorie in mediävistischer Perspektive*, hrsg. von Manuel Braun, Alexandra Dunkel und Jan-Dirk Müller, Berlin/Boston 2012.
- Standke, Matthias: Vom erzählten Tyrannen. Das Bild Morolds im Tristanstoff des Mittelalters und der Frühen Neuzeit, in: Gold, Julia [u. a.] (Hrsg.): *Tyrannenbilder. Zur Polyvalenz des Erzählens von Tyrannis in Mittelalter und Früher Neuzeit*, Berlin/Boston 2021, S. 197–211.
- Strohschneider, Peter: Ur-Sprünge. Körper, Gewalt und Schrift im ›Schwanritter‹ Konrads von Würzburg, in: Wenzel, Horst (Hrsg.): *Gespräche – Boten – Briefe: Körpergedächtnis und Schriftgedächtnis im Mittelalter*, Berlin 1997, S. 127–153.
- Wagner, Silvan: Das Geheimnis um den Schwanritter. Agnatische und kognatische Herrschaftsbegründungen in Konrads von Würzburg Märe, in: Conermann, Stephan [u. a.] (Hrsg.): *Geheimnis und Verborgenes im Mittelalter. Funktion, Wirkung und Spannungsfelder von okkultem Wissen, verborgenen Räumen und magischen Gegenständen*, Berlin/Boston 2021 (Das Mittelalter. Perspektiven mediävistischer Forschung 15), S. 509–521.
- Westphal-Wihl, Sarah: *Minne und rehte tuon*. Konfliktlösung am Königshof in Konrads ›Schwanritter‹ und Hartmanns ›Iwein‹, in: Eming, Jutta/Jarzebowski, Claudia (Hrsg.): *Blutige Worte. Internationales und interdisziplinäres Kolloquium zum Verhältnis von Sprache und Gewalt in Mittelalter und Früher Neuzeit* Göttingen 2008, S. 163–186.
- Winst, Silke/Schulz, Ronny F.: Einleitung: *uz der riesin lande*, in: Dies. (Hrsg.): *Riesen. Entwürfe und Deutungen des Außer/Menschlichen in mittelalterlicher Literatur*, Wien 2020 (Studia Mediaevalia Septentrionalia 28), S. 7–37.

- Yu, Meihui: *daz si niht wizzen umb des leben / der in ze vater ist gegeben*. Transzendenter Ursprung und dynastische Genealogie im ›Schwanritter‹, in: Norbert Kössinger/Astrid Lembke (Hrsg.): Konrad von Würzburg als Erzähler, Oldenburg 2021 (BmE Themenheft 10), S. 163–188 ([online](#)).
- Yu, Meihui: Der Schwanritter. Transformation eines Mythos in der Vormoderne. Mit einem Ausblick auf Richard Wagner, Berlin/Boston 2023 (Deutsche Literatur. Studien und Quellen 46).
- Yu, Meihui/Kellner, Beate: ›Der Schwanritter‹, in: Markus Stock (Hrsg.): Konrad von Würzburg. Ein Handbuch, Berlin/Boston 2023, S. 246–262.

Anschrift des Autors:

Dr. Sebastian Holtzhauer
Universität Hamburg
Fakultät für Geisteswissenschaften
Ältere deutsche Literatur
Institut für Germanistik
Von-Melle-Park 6
20146 Hamburg
E-Mail: sebastian.holtzhauer@uni-hamburg.de